

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 20

Sonntag, den 16. Mai

1915

Schloß Corriand.

Roman von Matthias Blant.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

VII.

Die Franzosen waren auf Schloß Corriand; gewaltige Truppenmassen waren in diesen Tagen durchgezogen, Kavallerie, Infanterie, Pioniere mit ihren Wagen, Artillerie; es war als sollte sich ein unermeßlicher Menschenstrom über Deutschland wälzen.

Mit jedem Tage hatten andere Abteilungen in Corriand Quartier genommen.

Wie war es nur möglich gewesen, daß Frankreich so rasch derartige Truppenmassen über die Grenzen hatte werfen können? Das war doch nur möglich, wenn dazu schon die notwendigen Vorbereitungen getroffen worden waren.

Aber dann mußte Frankreich schon gewußt haben, daß die Entscheidung nur Krieg bedeuten würde. Dann war weder bei Frankreich noch bei Rußland der Wille zu einer friedlichen Lösung gewesen. Dann hatten diese den Krieg gewollt.

Nur so konnte Martha Rothenau eine Erklärung dafür finden, daß so rasch eine fertige Armee über die Grenzen ziehen konnte. Da sie selbst die französische Sprache vollständig beherrschte, so hatte sie einmal gehört, daß unter den durchziehenden Truppen auch einige Reserveregimenter waren. Diese aber konnten nur dann so weit formiert sein, wenn sie schon viele Tage vor der eigentlichen Kriegserklärung zusammengestellt worden waren.

Wie in einen Hinterhalt war Deutschland also gelockt worden, stets verträutet mit Friedensbeteuerungen, während heimlich von allen feindlichen Seiten für den Krieg gerüstet worden war.

Das hatte Martha Rothenau aus dem erkennen müssen, was sie gesehen hatte.

Und die Deutschen?

Es drangen wohl diese und jene Nachrichten durch, die von Gefechten zu erzählen wußten, von einem Vorpostengeplänkel, von kleinen Angriffen der Patrouillen, aber sonst waren die deutschen Truppen immer zurückgewichen und einer entscheidenden Schlacht aus dem Wege gegangen.

Deshalb jubelten die durchziehenden Soldaten: „A Berlin, a Berlin!“

Wenn die Deutschen immer so zurückgingen, dann konnte

in sechs Wochen der Einmarsch in Berlin erfolgen, das die französische Armee dann noch vor der hereinflutenden russischen Heeresmacht erreichte.

So träumten und hofften die Franzosen.

Das alles aber sah Martha Rothenau mit aufeinandergepreßten Lippen und mit geallten Fäusten.

Deutschland war überfallen worden,

Deutschland hatte seine Truppen nicht so rasch sammeln können, da es bis zur letzten Stunde den Beteuerungen zum Frieden geglaubt hatte.

Aber dann wehe dir französisches Volk, wenn der deutsche Ingrim



Die Kavallerie im Schützengraben. Ulanen auf Beobachtungsposten.

zum Schläge die Faust erhob!

So träumte Martha Rothenau, wenn sie nun wachend in ihrem Schlafzimmer lag und wenn der Lärm der einquartierten französischen Soldaten bis in ihr Zimmer drang. Wie schrien diese schrillen Stimmen!

Deutschland wollten sie vernichten, der Kaiser sollte an einem Galgen hängen — —

Das war das Kulturvolk, das über Deutschland spottete. Und im Bette ballten sich wieder die Fäuste von Martha Rothenau.

Das Bild des toten Marquis Georges de Corriand schaute wie immer durch den halbgeschlossenen Vorhang des Korridorfensters; es zeigte das gleiche bewegungslose Antlitz und war nie mehr aus dem Rahmen des Bildes herausgestiegen.

„Wie werden erhaunt sein, mich so interpellieren?“
 „Nur dann, wenn Sie für einen Deutschen.“
 „Das was ich bin! Ein Deutscher bin ich und gehöre zu Frankfurt!“
 „Deshalb melde ich mich freiwillig, um mein armes Elend zu rächen.“
 „In jenen, die dort nun plündern und zerstören, die wie Nordbrenner und Räuber in die reichen, deutschen Lande einfallen?“
 „Oh, bereits wieder so flammend? Sie wissen, wie schön Sie das macht und deshalb tun Sie es. Da aber Frankreich als Sieger auf deutschem Boden steht, so könnte ich für solche frevelnde Worte Strafe fordern. Sie wissen, daß die Beute in jeder Form dem Sieger zufällt.“

„Dem Sieger? Glauben Sie an den Wahn, daß Deutschland von Frankreich besiegt werden kann? Niemals!“
 „So! Saarburg ist französisch; über Mühlhausen rücken unsere Truppen bereits nach Straßburg. Die deutsche Armee ist vor Lüttich vernichtet worden, und die Russen ziehen auf Königsberg.“
 Martha Rothenau konnte nichts antworten. Sie schüttelte nur den Kopf; es war eben Deutschlands Tag noch nicht gekommen.

„Sie haben mich zusammengebracht, dann suchte ich mich allen Mühen zuwenden, aber auf welche Gewalt war ich nicht vorbereitet gewesen war; er faumelte etwas zurück; und da er wieder zusprang, da traf sie ihn mit einem Faustschlag in das Gesicht, in die Augen.“
 Mit einem Fluch gab er sie frei.
 Da rannte Martha Rothenau schon dem Schlosse zu.
 Sie hörte hinter sich noch die schrille Stimme:
 „Lauf nur, aber meiner Rache entkommst du trotzdem nicht. Nun gerade wirst du mein werden —“
 Das andere verklang und verhallte.

VIII.

Martha Rothenau war fast atemlos in ihr Zimmer gekommen; hastig stieß sie noch den Türriegel vor, dann erst blieb sie stehen und atmete tief auf.
 Siegesbeute!
 So wollten diese feindlichen Heere durch Deutschland ziehen: deutscher Reichtum sollte dem gehören, der zuerst zugreifen verstand, wie es der Kutscher selbst gesehen hatte, und deutsche Frauen sollten ebenfalls dem gehören, der seine Stärke miß-



Sonntagsnachmittagsspaziergang deutscher Soldaten durch das von den Russen vollständig zerstörte Dorf Janowo.

„Wollen Sie leugnen, was Sie ringsum sehen? Frankreichs Heere. Und Sie selbst ein Teil der Siegesbeute. Wissen Sie, daß Sie daher nicht mehr so spröde sein dürfen, wie Sie es bisher waren?“

Dabei war er ganz dicht zu Martha Rothenau hingetreten und umspannte mit seiner rechten Hand ihren Arm.
 Martha Rothenau war stehen geblieben:
 „Was wollen Sie?“
 Ein Funkeln glänzte in ihren Augen; sie kannte keine Furcht.
 „Mir das nehmen, was dem Sieger gebührt. Deutsche Frauen und deutsche Mädchen müssen die Arme öffnen, wenn der Sieger es will. Das zu fordern ist das Recht des Starken.“

„So also sehen die Sieger aus, so handeln sie, wenn das Schicksal Frankreich günstig sein würde. Möge Gott mein Deutschland davor behüten!“
 „Ist das so schlimm, wenn ich die trostigen Lippen bezwinde?“
 „Nun, vor einem Einzelnen will ich mich selbst noch behüten.“
 Da griff Paul Renardier noch mit der zweiten Hand zu, um die zierliche, schöne Mädchengestalt an sich zu reißen, um eine Lieblosung zu erzwingen, die er sonst nie hätte gewinnen können.
 Martha Rothenau rief nicht um Hilfe. Wer hätte dies auch hören können? Vielleicht wären nur Soldaten gekommen, die noch lachend zusehen hätten.

Für alle diese wäre sie nur eine Deutsche gewesen, also Siegesbeute.

brauchte. So wollten sie französische Kultur nach Deutschland bringen, die mit klingenden Phrasen den Überfall entschuldigten.
 Die Drohungen von Paul Renardier klangen ihr in den Ohren nach.

Konnte sie seinen Drohungen entgehen?
 Noch waren die Feinde die Stärkeren. Zuerst dachte Martha Rothenau an Flucht. Aber wohin? Überall waren schon die französischen Truppen einquartiert. Welches Schicksal erwartete sie erst, wenn sie anderen Soldaten in die Hände fiel? Die den Laden von Lafère geplündert hatten, würden vor ihr auch nicht zurückgeschreckt sein!

Was dann?
 Paul Renardier konnte jeden Augenblick mit mehreren Soldaten eintreffen. Wenn er sie zu einer Kriegsgefangenen erklärte, da sie scharfe Worte gegen jene Eindringlinge gebraucht hatte, dann konnte er sie mit sich schleppen.

Aber lieber wollte sie einen freiwilligen Tod einem solchen Schicksale vorziehen.
 Lieber sterben!

So hatte sie sich in der ersten Begegnung an Paul Renardier nicht geirrt!
 Das waren also jene Vaterlandsverräter, die deutsche Gesetze nicht ertrugen, die sich nach französischer Kultur sehnten, die französischen Sieg erhofften! Und da sie bei dem Zusammentreffen in der alten Kastanienallee auch noch das sinnlich leidenschaftliche Glänzen in seinen Augen gesehen hatte, so mußte sie wissen,

Und sie? Wie konnte sie sich noch vor seinen stöhnenden Schritten retten? Mit einem Male hob Martha Rothenau den Kopf. Atemlos lauschte sie. Sie hatte das Traben von Pferden unten im Hofe gehört. Dann klang noch der Lärm von hastenden Schritten an ihr Ohr. Da ging es treppauf, treppab.

Sollte Paul Renardier seine Drohung schon erzwingen? Er hatte die Uniform eines französischen Offiziers getragen und würde als solcher ihre Festnahme als die einer Landesverräterin an Frankreich erzwingen können.

Und Raoul de Melandre würde sie dann auch nicht retten können, da derselbe doch diese Gäste auf Schloß Lorriand wie geladene Besucher empfangen hatte.

Von Ferne irgendwoher dröhnte ein dumpfes Summen und dann ein dröhnender Schlag; bald folgte ein zweiter, dann nahm der Lärm unten im Hofe zu, während es in den Räumen des Schlosses Lorriand selbst immer stiller wurde.

Was bedeutete das? Wieder das dumpfe Dröhnen.

Martha Rothenau stand wie regungslos.

Mit einem Male aber huschte ein Leuchten über ihr Gesicht.

Sollte es das sein? Sollte der deutsche Ingrimme den ersten Schlag geführt haben?

Die Deutschen!

Sie jubelte es und sprang an das Fenster, von dem aus die Straße am besten zu sehen war, die von der nächsten kleinen Stadt über Lorriand zur Grenze führte und auf der die Franzosen nach Deutschland eingefallen waren. Auf dieser Straße hatte sie die schier endlosen Truppenzüge beobachtet können, wie sie geordnet nach Deutschland eingedrungen waren.

Und nun? „Gloria, Vittoria!“ Jubelnd klang es von ihren Lippen.

Wie sah es nun aus! Reiter rasten dahin, die ihre Waffen fortgeworfen hatten, Kanonen wurden von Pferden gezogen; auf die Geschütze waren die Flüchtenden geklettert, während andere auf die Pferde einpeitschten, um diese zu größeren Leistungen anzutreiben. Automobils ließen ihre Suppen ertönen.

Durch die Felder rannten Soldaten, die ihre Gewehre schon längst weg- geworfen hatten.



Frankische Turkos (Neger und Mischlinge) beim Spiel mit selbstgefertigten Karten.



Frankische Swabis beim Mittagmahl. In deutscher Kriegsgefangenschaft: Bilder aus dem Mohammedaner-Lager in Wünsdorf bei Jossen.

Ein Volltreffer! So sahen deutsche Schüsse! Ein Aufblitzen, Pferde bäumten sich auf, andere wälzten sich auf dem Boden, Trümmer eines Wagens und Menschenkörper waren in die Luft gerissen worden.

Und die Flucht ging über die noch zuckenden Körper weg.

Ein grauenvoll schreckliches Bild war es.

Zerlumpt und zerrissen sahen nun die gleichen Soldaten aus, die noch vor ein paar Tagen gejubelt hatten: a Berlin.

„Los Allemands!“ Das war nun der Schreckensruf.

Dabei schlugen da und dort erneut Granaten ein, als wüßten die Deutschen genau die Straßen, auf denen die Geschlagenen die Grenze zu erreichen suchen würden.

„Deutschlands Sieg!“

Bertha Rothenau jubelte und riß die Fenster auf, um an dem Siege teilzunehmen.

Sie hatte es ja geahnt, daß sich das Blatt wenden, daß es so kommen müßte.

„So sahen nun diese Soldaten aus, die sich als Sieger gewähnt hatten!“

Und unter den Flüchtenden war jetzt sicherlich auch schon Paul Renardier.

Jetzt konnte sie seiner Drohungen lachen.

Wie in einem trun- kenen Luftgefühl sah sie Deutschlands Sieg.

Zimmer dichter wurden die Scharen, die nun bald auf der Straße, bald über die Wiesen und Felder dahinstürzten. Einer stieß den anderen zu Boden, der ihm den Weg zur Flucht versperren konnte. Alle dachten nur an die eigene Rettung.

Und wenn wiederum eine Granate freipierte, die mit sich so viel Leben begrub, dann stoben die anderen weit auseinander, um in einer anderen Richtung dem todbringenden Machtbereich zu entkommen.

Die nun rücksichtslos nur an das eigene Leben dachten, wie viele von diesen mochten vorher schon geplündert haben?

Wie ein Gottesgericht!

Martha Rothenau lehnte sich weit aus dem Fenster. Sie wußte nicht, wie die Zeit in diesen Augenblicken dahineilte. Nur schauen, schauen und sich freuen!

„Deutschland, Deutsch- land über alles,

„Über alles in der Welt — —“

(Fortsetzung folgt.)

Madeleine.

Eine Feldzugsgeschichte von D. Colonus. (Nachdruck verboten.)

Als sie uns das erzählt hatte, begegneten sich Freund Edgars und meine Blide und am nächsten Tage schrieb er heimlich einen Brief an die Vermittlungsstelle des Roten Kreuzes in Genf und bat, nach dem Aufenthaltsorte eines Soldaten Antoine Niclot von der 3. Escadron des 2. Kürassierregiments, zuletzt in Toul, sich erkundigen und das Ergebnis an Monsieur Pierre Niclot in L., Rue Etienne, melden zu wollen. Madeleine erfuhr davon nichts, um nicht vorzeitig in ihr vielleicht eitle Hoffnungen zu erwecken.

So standen die Dinge, als eines Nachmittags Madeleine es sonore Stimme in unsere Kammer, in der wir Siesta hielten, hineinrief: „Monsieur Mülleer, une ordonnance!“ Und eine Ordonnanz war es, die den Einjährig-Freiwilligen Müller zu Sr. Gestrengen, den Herrn Feldwebel, bestellte. Er ging und kehrte nach einer Viertelstunde zurück, aber wie verändert! Sein Auge blinnte, sein Gesicht glühte, die Rechte schwang triumphierend einen großen Brief mit fünf Siegeln.

...bald der Heinen ... dem noch kleineren ... dann wieder ... als ganz absehbare ... Inlekt kam sogar Vater Niclot, der in die Bescheerung hineintappte wie der Vär ins Bienenhaus, in eine gewisse Rührung, die sich in einigen: „Merci Monsieur!“ und „bon garcon!“ äußerte, und die Kranke trank auf die Gesundheit von Monsieur und seufzte dabei: „pauvre Antoine!“

Wie schön schloß sich in dieser Nacht! Selbst ich, der ich doch bei der ganzen Sache nichts weiter getan hatte, als mitgetrunken, kam mir ordentlich verklärt vor. Ob der Blanke daran schuld gewesen, oder die Freundschaft? Wer weiß? Vielleicht beide.

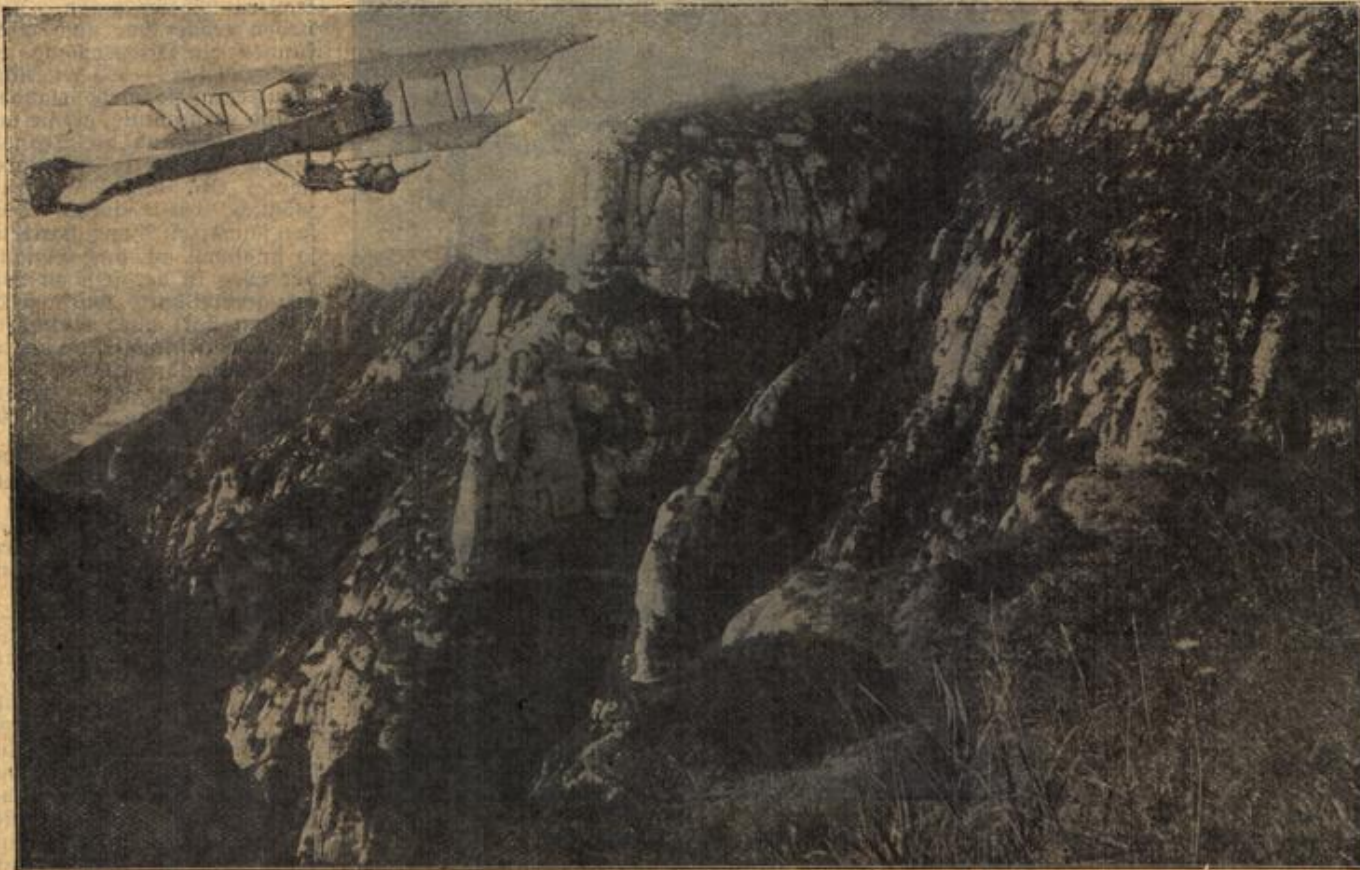
Das war sein erstes Honorar.

* * *

Durch die Gassen der Stadt rasselte der Generalmarsch. Madeleines ängstliche Stimme weckte uns aus süßen Träumen:

„Messieurs, Messieurs, le rappel!“

Und fort ging es. „Que Dieu vous protège!“ rief das Mädchen uns nach, dann standen wir auf dem Markplatz, und halb darauf



Deutsches Flugzeug auf einem Erkundungsflug in den Karpathen.

„Da lies!“ rief er mir beim Eintreten entgegen, „mein erstes Honorar!“

Und ich las:

„Für Ihren Artikel: „Feldpostbriefe eines Musketiers“, den wir gerne für eine unserer illustrierten Zeitschriften akzeptieren, senden wir Ihnen einlegend das Honorar mit fünfundsiebzig Mark.“

„Donnerwetter, Edgar!“ rief ich, „das ist famos! Ich weiß einen Blanken, Vater Niclot hat mir die Quelle gezeigt, freilich 3 Franken die Flasche, aber er ist auch herrlich. Das Ereignis will begossen sein!“

„Freilich, freilich!“ meinte er zerstreut und sinnend, „aber ich denke mir — —“ und sein Auge blickte nach der Stube, wo die Kranke lag.

„Ja begriff ich.“

„Herzensjunge, das versteht sich!“ Und ihn fortziehend, bedankte ich:

„Wir vereinigen das utile cum dulco.“

„Dafür sind wir Müller ja und Schulze.“

Am Abend hatte der Einjährige Müller von jenen fünfund-siebzig Mark keinen roten Sou mehr in der Tasche, aber dafür standen vor dem Bette der Kranken sechs Flaschen von dem herrlichen Blanken, und auf dem Herde brodelte eine kräftige Fleischbrühe und ein Tritasse für die kleinen hungrigen Niclots,

marschierten wir in die Nacht hinein. Wohin? Ja, wer das als Soldat in Reih und Glied wußte, wohin ihn die nächste Stunde bringt!

Am Ufer der Nisne machten wir nach sechsstündigem Marsche Halt. Vor uns brüllte bereits, vom Dunkel des Dezembermorgens noch halb bedeckt, die Schlacht. Schon trugen die Krankenträger einzelne Verwundete und Sterbende an uns vorüber, und die ersten Granaten zischten über unsere Köpfe hinweg, jenseits sich in den Boden bohrend oder zerplatzend. So standen wir auch den ganzen Tag, denn unser Korps blieb bis gegen Ende der Schlacht in Reserve. Aber unsere Lage war darum doch keine beneidenswerte. Abgesehen davon, daß die Granaten der Franzosen sehr bald, anstatt hinter uns zu krepieren, sich besser ihr Ziel ersahen und in unsere dichtgedrängte Masse einschlugen, so daß wir vielleicht mehr Verluste hatten, als die Kämpfenden vor uns, die Untätigkeit, zu der wir verdammt waren, bedrückte die Lebensgeister und ließ mich zum ersten Male das tagenjammerliche Gefühl kennen, das man „Kanonenfieber“ nennt. Dazu gesellte sich Frost und Hunger.

„Edgar, hast du etwas in der Feldflasche?“

„Keinen Tropfen!“

„Hast du denn etwas zu essen?“

„Ein Stück Wurst.“

„Gib her!“

Und ich tauchte an der barten Revolutionswunde und trant in Gedanken den feurigen Blanten von gestern dazu.
 „Gans, hast du den Blid gesehen, mit dem sie Abschied von uns nahm?“
 „Von uns? Von dir, willst du sagen.“
 „Nein, Gans, von uns. Hat sie dir nicht auch die Hand gegeben?“

„Ja... ü... t! fährt eine Schrapnellkugel über uns hin, uns zur höflichen Verbeugung zwingend und zehn Schritte hinter uns einschlagend. Die rauhe Wirklichkeit war doch stärker, als Hunger und verliebte Gedanken. Wir drückten einander die Hand und schwiegen.

„Gewehr über! Bataillon, Marsch!“ Endlich, endlich, sehen wir uns in Bewegung! Jetzt: „Gewehr zur Attacke rechts! Marsch, marsch! Hurra!“ und drauf ging's auf die bereits fliehenden Franzosen über den Fluß auf der von dem Feinde selbst geschlagenen Pontonbrücke und durch ein brennendes Dorf hindurch. „Hurra, Leute! Vorwärts, mit dem Kolben drauf!“ rief der Major, und „Hurra!“ schrien wir und stürzten vorwärts. Endlich hatte die wilde Jagd ein Ende.

„Halt!“ Dann erkönte das Signal: „Das Ganze sammeln!“ Keuchend und halbtot vor Ermattung standen wir, im bleichen Schimmer des aufgegangenen Mondes um uns blickend.

„Edgar — wo ist Edgar?“ Der Platz an meiner Seite war leer. Ich suchte, ich fragte, ich beschwor die Kameraden mir zu sagen, wo Müller geblieben. Niemand konnte Auskunft geben, niemand hatte ja in der Verwirrung auf den andern acht gegeben. Ich eilte den Weg durch das brennende Dorf zurück, seine Flammen leuchteten mir auf der schrecklichen Suche. Ach, es gab der hingestreckten Toten, der wimmernden Verwundeten auch von unserm Korps genug, aber Edgar war nicht unter ihnen! Endlich, dort am Wege jenseits des Dorfes regte sich auf mein lautes Rufen etwas, ein Arm hob sich, das war er! Ich kniete an der Seite des, wie ich sofort erkannte, schwer verwundeten Freundes. Er erkannte mich, er lächelte, dann schloß eine wohlthätige Ohnmacht ihm die Augen. Aus der rechten Brustseite sickerte das Blut hervor, das, zu einer Lache angelammelt, vom Froste bereits erstarrt war. Ich öffnete dem Teuren die Uniform und überzeugte mich, daß hier die tödliche Kugel eingedrungen. Aber er lebte ja noch, noch war auch Hoffnung. Nur schnell einen notdürftigen Verband und dann nach Hilfe ausgespäht! Dort nahten Menschen. Wer sie seien, ob Freund, ob Feind, war mir sehr gleichgültig, nur Hilfe sollten sie leisten! Und der Himmel war mir gnädig, es waren Krankenpfleger von unserem Korps. Ihnen übergab ich den noch immer Bewußtlosen, in ihren Händen wußte ich ihn nach Möglichkeit geborgen und gepflegt.

Mit welchem Gefühl ich zur Truppe zurückkehrte, wie ich in den nächsten Tagen wie geistesabwesend herumstreichend und rein mechanisch meinen Dienst verrichtete, das will ich nicht zu beschreiben versuchen. Erst jetzt, wo das Band, das mich an meinen geistigen Zwillingbruder fesselte, zerrissen zu werden drohte, fühlte ich, wie eng verwoben mein Wesen mit dem seinigen sei! Wir kehrten nicht in unseren bisherigen Standort zurück, sondern bezogen eine halbe Meile davon ab neue Quartiere. Dort erfuhr ich von unserem Arzte, daß Edgar nicht weit davon in einem Landhause, das zum Lazarett umgewandelt worden war, Aufnahme gefunden habe. Der Doktor machte ein sehr ernstes Gesicht bei der Mitteilung, und ich verstand, was sein Mund mir nicht aussprechen mochte: daß keine Hoffnung sei. Ich ging zum Hauptmann, bat und erhielt Urlaub, den sterbenden Freund zu besuchen. So trat ich in aller Frühe eines scharfkalten Dezembertages die traurige Wanderung an. Ich fand ihn bei voller Besinnung und ohne Schmerzen. Lächelnd machte er eine Bewegung, als wollte er mir die Rechte zum Gruße entgegenstrecken, und die bleiche Lippe lispelte:

„Gans, Bruder!“

„O, mein Gott, was habe ich in dieser Stunde gelitten, wo er mir die letzten Grüße an Vater, Mutter und Geschwister dahelmaustrug! Und als er endlich schwieg und ich mit Ausbleitung aller Kräfte meinen Schmerz verbeißend, ihm die Sterbegebanten ausreden wollte, da schüttelte er lächelnd das Haupt und meinte: „Gans, das Sterben ist nicht so schwer. Größ Madeleine wenn du sie siehst!“

Die Rote-Kreuz-Schwester trat heran und erinnerte, daß der Arzt das Sprechen dem Verwundeten untersagt habe. „So will ich schlafen,“ flüsterte er und schloß die Augen. Ich schlich zum Zimmer hinaus, um mich draußen satt zu weinen. Und als ich die Tür öffnete, da standen vor mir — Madeleine und Vater Niclot.

Sie waren hinausgewandert, um uns aufzusuchen. Ihr Herz hatte sie hinausgetrieben, denn gestern Morgen war ein Brief aus Genf eingetroffen, der meldete, daß Antoine unrvundet und wohlbehalten als Kriegsgefangener in Zossen weile. Die Mutter sei vor Freunden schier gesund geworden. Nun seien sie hierhergekommen, um Monsieur Mülleer aufzusuchen und ihm zu danken, ach! so recht von Herzensgrund noch einmal zu danken, was er an ihnen und an der kranken Mutter getan. Doch sie haben weder ihn, noch mich gefunden, ein Offizier habe sie hierher gewiesen — wo sei Monsieur Mülleer. Aber ihr plaudernder Mund verstummte, als sie mir ins Gesicht sah und die Tränen bemerkte, die mir in den Bart rannen. „Oh, monsieur,“ rief sie plötzlich, „est-il mort?“ Die großen schwarzen Augen starrten mich so angstvoll an, das Gesicht, das der Weg in der frischen Winterluft gerötet hatte, wurde so bleich, daß ich statt aller Antwort ihre Hand ergriff und sie an das Lager des Sterbenden führte.

Er schlummerte. Madeleine hatte die Hände gefaltet und starrte das bleiche Bild vor ihr an, dann sank sie am Fußende des Bettes nieder und betete fest und inbrünstig. Ich folgte ihrem Beispiel, auch Vater Niclots Knie beugten sich, und einen Augenblick herrschte tiefe Stille im Gemach.

Plötzlich erwachte der Verwundete und richtete sich mit wunderbarer Kraft im Bett auf.

„Madeleine!“ rief er, die Knieende erkennend, und wie ein Juchzen klang es in dem Hause.

„Monsieur Edgar!“ schluchzte sie und neigte sich über ihn, die Lippen in einem langen, heißen Kusse auf die seinigen drückend.

Ein Lächeln übersog sein Gesicht, ein seliges Lächeln, und mit Madeleines Kuss auf den Lippen ist er gestorben.



Der Barbier im Schützengraben.

Selbst in den vordersten Linien haben unsere Soldaten das Bedürfnis, so weit es geht, sich zu reinigen und Bart und Haare schneiden zu lassen. Ein Barbier hat sich in einer Erdhöhle eingerichtet und betreibt dort ein schwunghaftes Geschäft.

Berliner Volkstypen.

Drei Monologe von Martin Selt.

(Nachdruck verboten.)

Der Droschkentritscher.

Na, det weech 'n Donnerwetter, heite lauer id schon zwee geschlagene Stunden uss Vertrauen des Volks, det heeßt: us ne Fuhr, und bis jetzt is mir noch keene eenzige in de Dogen gekommen. Ich würde mir och den Deibel drum scheren, dhäte die teenigliche Münze mal eenen Dag vor mir arbeeten, aber nicht ist — nicht!

Na Pluto (mit der Peitsche seinen magern Gaul berührend) riehere dir nich. Willste mir och noch kujenieren? Denkst woll, id hab noch Hafer im Beitel? Kee, denn irrst du dir: erst die Arbeit, denn det Bajniegen. (Hustend.) Nu sst id schon in det kühle Wetter ne halbe Ewigkeit, hab allens getrieht: Schnuppen, Husten — man bloß keenen Kummel nich. Stille, Pluto, oder du kriegst Keile. Ich gloobe, olle Töle, deine Dressur is och vor die Nase. Immer haste falsche Gesichte: sollste loosen, denn stolperste un bringst mir in'n Rinnsteen, lenk id dir rechts, denn zottelste links, sollste stille stehen, dann humpelste von een Been uss andere. Du kannst man froh sind, det mir de Strippe an meine Peitsche

Aber nanu, wach is'n det? Frihe, id gloob, all weel telegt du ne Fuhr; dräben kommt so ne Dampferod Ramsell angehuselt, die will sich sicher sehen lassen. Pluto, freue dir, jetzt kommt de Arbeit und nachher det Futter. — Nanu, schon wieder saule Fische! Det ist doch reene weg zum Dotjammern!

Rippe dir nich, Pluto, id sag et dir zum letztenmal, du kennst mir doch, wenn id ellig werde! Ha lief mal eener an, der Nacker wittert det Heu dräben auf'n Kommisswagen. Fahren sollste ins Döge haben, aber kein Heu nich. — Wenn de nu nochmal an die Ziegel knabberst, denn verblau id dir so lange, bis du 'n Spitz for'n Schupmann ansiehst. Wat, du bist heis Militär gewesen und hast so ne schlechte Ordenanz, schäme dir, Pluto!

Nu wirds jut, da kommen zwei — von't Abgeordnetenhaus, die derfen nicht zu Fuße loofen. Pluto, rede dir, allweil gehts los, gleich nach de Abrechtstraße ins hohe Parlament. Nanu?! Seh mal eener die zwee Pappenheimer an, gehn natierlich schlantweg zu dem Benzinsfrizen drieben. Und det wollen nu Volksvertreter sind!

Ree, hier bleib ich nich, ist schon halber neune und noch keene Fuhr gehabt. Komm Pluto, rin in die Stadt, hier wohnen keene Menschen nich. Dir bibbern de Beene und mir der Magen, un wenn det so weiter geht, kriegen wir alle beede nicht mangl de Rippen. (Fährt ab.) —

Die Marktfrau am Rosenthaler Tor.

Na immer ran, immer ran, meine Herrschaften, scheene Bananen, das Abendbrot des kleinen Mannes, drei Stück 20 Pfennige! —

Dame: Haben Sie auch Gurken?

Mutter Krause: I det vasteht sich doch von alleene, hier sehn Se man her, junge Frau: rien wie Fras un hart wie'n Pflasterstein!

Dame: Und was toiset das halbe Dugend?

Mutter Krause: Die sechse? Na id bin nich dheier, junge Frau: Stück vor Stück een Froschen.

Dame: Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst; 40 Pfennig gebe ich Ihnen für alle sechs.

Mutter Krause (höhnisch): Na glooben Se denn id hab meine Gurken gestohlen? Lassen Se nur uff, gleich kommen welche uff'n Markt, die kosten garnischt. (Die Dame geht mit rotem Kopfe weiter.) Nu lief ma' eener die olle Reizspinne an, Zurken will se loofen un nich bezahlen, is dat jetzt Mode?

Scheene Vordorfer, junge Herr? Zwei Froschen det Pfund. (Ein junger Mann geht eilends vorüber.) Na, e riediger Tintenlecker, renn er man bloß keenen dot. Gott im Himmel, wat spielt der for ne Figur! Re so 'ne Klüdensänger laß id mir drei in't Döge springen un frage noch nich: wat trabbelt mir da? (Det junge Mann dreht sich im Weitergehen um.) I, dreh dir man rum, du kennst mir doch; id bin Mutter Krausen von't Rosenthaler. Immer ran, immer ran, zwee Froschen det Pfund!

Ein Schusterjunge (vor ihrem Kram stehen bleibend): Heda! Mutter Krause: Na wat willst du denn, Jungelen?

Schusterjunge: For'n Sechser Antilopenwurscht!

Mutter Krause (wütend): Wat, du dämlicher Knuppjad, du willst mir foppen? I du klebriger Hoppenstengel, vertriehle dir! Antilopenwurscht — is det Ware von Mutter Krause?

Schusterjunge: Mich uffgemuckt hier, olle Kalitte, mach Se mir nich wietend, sonst renn id Ihr mit den ganzen Krempel in den Minnsteen!

Mutter Krause: Du mir in den Minnsteen?! Grienschnabel, das du bist! Loose man, loose man bei Muttern, mach det de wechkommt, sonst jibts nen Kagenkopp, det de deine fünf Sinne mangl de Körbe wiederfinden kannst. (Sie ruft einen Herrn an): Immer ran, immer ran, scheene Bananen hier, nahrhaft wie Fleisch, det Abendbrot des kleinen Mannes, drei Stück nur 20 Pfennig! —



In'Anst eines russischen Abgesandten bei einem österr.-ung. Armeekorps-Kommando.

Pesede (den Hut auf einen Tisch): Sehe, Platz gemacht, da kommt Pesede! Pesede heech id heite, Pesede morgen un iebemorgen och noch Pesede. Re so 'ne Nacht: alles loost un mir rum! Welt, id verachte dir! Pesede is heiter, ja det bin id!

Ein Junge: Männgeken, Sie haben woll in'n Tran getreten? Pesede: Keener Knippfnieler, willst du mir ärgern? Re, det kannte nich! Pesede bleibt heiter. Ich in'n Tran getreten? Ja det is nich gelogen. Welt, id verachte dir! (Bleibt vor der Auslage eines Bäckladens stehen; spricht die Brote an): Na, wat macht denn ihr hier? Wollt ihr euch och über mir verwundern? Na det is drollig. (Lacht.) Wo bleibt denn euer krummbeener Meester? Donnerwetter komm doch man raus, du olter Mehlwurm, biste bang de vor deine Schrippen un Salzkuchen, det se dir zwaden, wie du se gezwackt hast? Na dir bring id noch aus de Kundschaft! —

Ein Junge: Heda, Meester, gleich verdienen Se Ihre Pulte! Pesede: Halt de Labbe, kleiner Pappenheimer, wat geht dir meine Pulte an? (Zieht sie aus der Tasche und betrachtet sie zärtlich): Re Liebe, du verläßt mir nich. Du bist mein und id bin dein, un wen't andersch meent, den mag der Deibel holen! (Geht weiter.) Weg da, Platz gemacht, Jungens, alleweile gehts los, Pesede geht jetzt rin, rin in den Reichstag am Keenigsplatz, da will id reden, wie et keene Rechte, keene Linke un keen Minister kann. Reden will id, det dem ganzen Waterland de Dogen überloofen un de olle Friß sich in't Trab noch freuen soll. Junge, vor wen hältst du mich? Pesede bin id heite, Pesede morgen, alle Dage Pesede, un wennt Jahr rum is, och noch Pesede!

(Torkelt bis ans Reichstagsgebäude.) Nanu hier wirds losgehen, Pesede wird jetzt reden — ne — uffmunden wird er vor Keenig un Waterland; gleich kann der Wis lossehen! (Klopft an das Portal): Reichstag mach uff, hier kommt dein Netter. Pesede wird Feseze machen, wird allens in Ordnung bringen, denn Ordnung muß sin!

Portier: Was wollen Sie, lieber Mann? Sie haben sich wohl geirrt; da gleich um die Ecke ist die Destille!

Pesede (sich besinnend): Mit wen hat denn Pesede die Ehre? Sind Sie 'n Rechter, 'n Linker oder gar 'n Mi — — minister?

Portier: Gehn Sie weiter —, lieber Mann, das Haus ist schon seit acht Tagen geschlossen, die Herren sind alle abgereist.

Pesede (sich in Wut redend): Det sind Lügen, alle abgereist — ohne mich? gelte id denn vor nicht? — bin id nich Montdör Pesede?

Portier: Wenn Sie jetzt nicht machen, daß Sie weiterkommen, lasse ich Sie arretieren!

Pesede (sich abtrollend): Na ruhig Blut, Anton; wer'n Se nur nich pagig! Pesede läßt sich de Laune nich verderben; Pesede is heiter, ja det bin id! . . .

Sprüche.

Ja, schaut den deutschen Michel an,
Das Riesenkind mit Geisterträumen —
Nicht wird die Brandung, die begann,
In dünnem Wellenspiel verstäumen —
Mit ihm mit hellem Mut hinein,
Wie wild auch Sturm und Woge treiben!
So werdet ihr die ersten sein,
Und Michel wird der zweite bleiben.

Ich betrachte auch einen siegreichen Krieg
an sich immer als ein Übel, welches die
Staatskunst den Völkern zu ersparen
bemüht sein muß.

Sprüche.

Lieb Vaterland, kannst ruhig sein;
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Deutsches Volk, du könntest fallen,
Aber sinken kannst du nicht.

Das Rote Meer. Tausende von Reisenden, die durch das Rote Meer gefahren sind, haben das Wasser betrachtet, ohne darin irgendeinen Grund für die Bezeichnung „Rotes Meer“ erkennen zu können. Es ist ganz gewöhnliches Wasser. Bei ganz stillem Wetter kommt es jedoch, wie der „Kosmos“ mitteilt, zu Erscheinungen, die den Namen rechtfertigen. Dicht an der Küste, besonders in geschützten Buchten, ist das Wasser des Meeres dann weithin mit einer rötlichen oder gelblichen Schicht überzogen, daß man den Eindruck gewinnt, als fahre das Schiff durch Blut. Diese seltsame Erscheinung rührt von einer mikroskopischen Alge her, die im Wasser oft in ungeheuren Mengen vorkommt, vielfach in aufgelöstem oder schon verfaultem Zustande. Auch an der indischen Küste hat man diese Rotfärbung beobachtet und ebenso vor einigen Jahren bei Rhode Island in Nordamerika. Die Algen traten dort in solchen Mengen auf, daß das Wasser undurchsichtig wurde und die verfaulten Pflanzen verbreiteten einen widerlichen Geruch, während zugleich viele Fische abstarben, eine Erscheinung, die auch im Roten Meere schon öfters beobachtet wurde.

Die Anfänge des Unterseebootes. Schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hat der Italiener Roberto Valturio die Skizze eines zylindrischen Schiffes entworfen, das nach dem Begleittext auch unter Wasser fahren könne. Das Kupferstichtabinett in Berlin besitzt einen frühen, äußerst seltenen Druck dieses Wertes. Ebenso ist diese Zeichnung in die deutsche Ausgabe des Vegetius, des bedeutendsten Kriegsschriftstellers aus der römischen Kaiserzeit, geraten. Ernst einzuschätzen sind die Versuche, die ein gewisser Cornelius Drebbel im Jahre 1624 mit einem Tauboot, das von zwölf Rudern bewegt wurde, auf der Themse unternommen hat. Ein Menschenalter später hat ein Franzose in Rotterdam ein ähnliches Experiment gewagt, und gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts gab Papin, der Erfinder des Dampfstocktopfes, die sorgfältige Beschreibung eines von ihm konstruierten Unterseebootes. Wirklich praktische Erfolge hat

dann im Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts Robert Fulton, der als der eigentliche Erfinder des Unterseebootes gilt, auf der Seine erzielt. Es gelang ihm, in einer Tiefe von acht Meter vier Stunden unter Wasser zu bleiben. Wieder ein halbes Jahrhundert später, im amerikanischen Bürgerkrieg, hat sich das Unter-

Gebüsch vorgeh', da siach i oben Leut' umanandergeh'n. Weil i aber nit g'wußt hab', ob's eigene oder fremde sein, mach' i's z'erst von links herum. Auf amal fallt a Schuß, i mach' a lange Schwarmlinie, a Mann vom andern fufzehn Schritt, und geh' weiter vor; da kommt no a Schieberei, i st'h Russen und geh's mit Sturm; an die sind davong'lossen u. verschwunden. I geh' wieder weiter, auf amol sieht i an Schützengraben, und die Russen drin schau'n umanander und schau'n rechts und links, nur uns seh'n i' nit. Alsdann hamm mer jeder a paar Schuß Schnellfeuer abgegeben, ham Hurra brüllt, und die Russen ham die Händ' in die Höh' geb'n; sechs- adreißig Mann hammer g'fangen, und damit war die G'sicht scho aus."

Wurst wider Wurst. „Liebste, das Fleisch ist nicht zu essen!“ sagte der junge Ehemann. „Du hast ja keine Köchin geheiratet!“ war die schnippische Antwort der jungen Frau. — In der Nacht wedte die Gattin plötzlich ihren Mann: „Du, steh' auf! Ich glaube, es sind Einbrecher in der Wohnung!“ — „Steh' doch du auf!“ Inurte der Ehemann, „du hast doch keinen Polizisten geheiratet!“

Kindermund. Mein Junge ist wieder einmal nicht verkehrt worden, ich table ihn und sage: „Nun bist du wohl der älteste in der Klasse?“ — „Ach nein,“ erwiderte er ganz treuherzig, „der Lehrer ist der älteste in unserer Klasse!“

Der Schwerste. Herr: „Sagen Sie, es ist doch wohl kein leichter Beruf, Zeitungen zu verkaufen?“ — Zeitungshändler: „Ach, lieber Herr, das Verkaufen ist nicht so schwer wie die russischen Namen, da kommt man in Schweiß!“

Küchichtslos. Piffolo: „Weil der Chef dich Schafstopf“ genannt hat, willst du fort?“ — Der andere Piffolo (zornig): „Jawohl... und wenn das ganze Hotel darüber zugrunde geht!“

Umschreibung. „Sie beschreiben das Manuscript auf beiden Seiten... die Redaktion bittet Sie dringend, es auf keiner Seite zu beschreiben!“

Rätsel.

Ist's mit „G“ nur eng und klein,
Trete stets mit „g“ hinein.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Luftzug, Zugluft.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Beleg vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
L. Meßen, Bredeney (Aubr.). Gedruckt u. herausgegeben von F. rdebeut & Racinen, Ess-n (Aubr.).



43.000 Tonnen Deringe zur Ernährung für die russischen Gefangenen.



Laerballen mit 300.000 Säcken Mehl und 100.000 Säcken Bohnen.
Die ungeheuren Vorräte in einem der Nahrungsmittellager, die von der deutschen Regierung eingerichtet wurden.

seeboot „David“ durch die Torpedierung eines feindlichen Schiffes Ruhm erworben.

„Und damit war die G'sicht aus.“ Ein Berichtersteller bringt eine löbliche Erzählung des mit der Silbernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichneten österreichischen Infanteristen Strohsuß vom 11. L.-F.-R.: „I bin als Seitenhut mit drei Mann an hohen Ve.g geschickt wor'n, der wie als a Kugel ausschaut. Wie i so durchs